Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 23

Rubrik: Aus Natur und Kultur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gen, wollen immer alles für sich allein genießen und nirgends nachgeben. Später begegnen sie dann mancher Schwierigkeit, der sie entweder nur unter Kämpfen Herr werden oder gar feige aus dem Wege gehen. So entwickeln sich die von niemand beliebten Eigenbrötler und schrulligen Menschen. Im Verkehr mit selbstgewählten Spielkameraden auf der Gasse aber gewöhnt sich das Kind schon früh daran, von anderen nicht nur etwas zu empfangen, sondern diesem Zusammensein auch etwas zu opfern an Egoismus, Rechthaberei, Eigensinn und unsozialen, gesellschaftsfeindlichen Gewohnheiten, die sich notgedrungen im ewigen Alleinsein nach und nach herausentwickeln müssen.

Das wichtigste Moment, das dem Menschen erst Wind in die Segel gibt, ist der Mut. Diesen schafft aber nicht etwa das Bewußtsein, reiche Kenntnisse zu besitzen, sondern vielmehr erst die Erfahrung, daß wir auch praktisch das Leben zu meistern verstehen, daß wir in Fertigkeiten und im Können anderen nicht nachstehen und daß unsere körperlichen Kräfte, unsere äußere Gewandtheit mit denen der anderen sich wohl messen können. Der Stubengelehrte, der Bücherwurm, hat sich zu seiner Weltfremdheit sicher nur aus Schwäche, aus Unvermögen entwickelt und immer läßt sich ohne viele Mühe nachweisen, daß er als Knabe ein echter „Traumichnicht", „Fürchtemich" war, der nie Gelegenheit hatte, auch körperlich sich zu entfalten und zu vervollkommnen. Vorbeugend oder doch korrigierend kann hier am ehesten die Gasse wirken, wo der Junge lernt, ebenso schnell wie seine Kameraden Bäume zu erklettern, über Zäune und Gräben zu setzen, ebenso gut wie alle andern eine Strecke zu durchlaufen, mit Steinen und Schneeballen ein Ziel zu treffen, im Ringen Sieger zu bleiben und sich selbständig aus einer Verlegenheit oder schlimmen Lage zu befreien.

Die Einwände, welche Eltern gegen die „Gasse" vorbringen, sind bekannt: Gefahren der verkehrsreichen Straße und das schlimme Beispiel verdorbener Kameraden.

Aber diese Gefahren der Straße bestehen zum einen Teil nur in der Ängstlichkeit der besorgten Mutter. Zum anderen Teil aber lassen sie sich durch Überlegung und bei gutem Willen abmindern oder gar umgehen, wenn man Kindern erlaubt, wenigstens in einer schwach belebten Straße, auf einem ruhigen Platz, im Hof oder Hausgärtchen sich treffen zu dürfen. Der häufigste Vorwurf aber, welcher der Gasse gemacht wird, das schlimme Beispiel, das Annehmen schlechter Manieren und häßlicher Redensarten ist ganz und gar unberechtigt. Das gute Milieu, in welchem Kinder in den ersten Jahren sich bewegen, muß imstande sein, derart nachhaltig zu wirken, daß der spätere schlimme Einfluß von der Gasse her nicht imstande ist, am Kind viel zu verderben. Tut er dies aber doch, dann war eben die bisherige Erziehung doch nicht in allen Punkten die beste, und in den Kindern wäre auch ohne Gasse früher oder später die betreffende bedenkliche Neigung ausgelöst worden.

Sollte aber trotzdem der oder jener Schönheitsfehler, die oder jene Gefahr wirklich bestehen, so wiegen sie nicht so schwer gegen die Bereicherung der Anschauungen, gegen den Kontakt mit dem Leben und der Wirklichkeit, die das Kind, das vom Leben, von der „Gasse" nicht ferngehalten wird, erwirbt.

Aus Natur und Kultur.

Von der Grausamkeit beim Töten von Fischen. Über die Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit, mit der viele Leute beim Töten von Fischen vorgehen, und die Art und Weise, wie man den Tieren dabei unnötige Qualen ersparen kann, schreibt eine ausgezeichnete Tierkennerin folgende beherzigenswerte Worte: Es ist kaum zu glauben, wie unmenschlich Köche und Köchinnen mit Fischen verfahren, und wie gedankenlos gebildete Hausfrauen das geschehen lassen. Man läßt sie in einer kleinen Menge Wasser stehen, wo sie langsam ersticken müssen; man schuppt sie bei lebendigem Leibe ab, oder zieht ihnen lebend die Haut ab; man tut Aale in ein Gefäß mit Salz, damit sie abschleimen und nachher bequemer anzufassen sind! Beim Töten verfährt man unglaublich ungeschickt, so daß das Tier vielfachen Todesschmerz zu erdulden hat. Natürlich geschieht das aus Unwissenheit; wer aber irgend in die Lage kommt, sollte gegen solche grausame Unwissenheit zu Felde ziehen. Es ist gar nicht schwer, einen Fisch zu töten; ein sehr starker Schlag auf den Kopf hinter den Augen genügt, um ihn in eine Betäubung zu versetzen, aus der er nicht wieder erwacht. An den Augen erkennt man, ob der

Fisch noch Empfindung hat oder nicht, solange er fühlt, dreht er die Augen; geschieht das nicht mehr, so kann man annehmen, daß es aus mit ihm ist. Aale, die ein besonders zähes Leben haben, tötet man am zweckmäßigsten, indem man ihr Hinterende mit einem trockenen Tuch umwickelt, fest faßt und den ganzen Fisch mit dem Rücken kräftig auf einen Tisch schlägt, so daß nicht nur das Gehirn, sondern auch das Rückenmark eine starke Erschütterung erfährt. Man braucht sich dann nicht mehr darüber zu beunruhigen, wenn die einzelnen Stücke, nachdem der Fisch zerschnitten worden ist, Bewegungen ausführen; das sind nur reflektorische Bewegungen, die nicht auf Schmerzempfindung zurückzuführen sind.

Vom Feuerstein zum Pyrophor. Wie mühselig hatten es unsere Altvordern in der „guten alten Zeit" mit dem Feuer machen! Da schlugen sie mit hartem Stahl an noch härteren Feuerstein, ein durch die Reibung glühend gewordenes Stahlstückchen fiel auf den daneben gehaltenen Zunder, und dieser begann zu glimmen. Wie so manches hat die moderne Technik auch diese uralte Gepflogenheit verbessert in dem sog. Pyrophor („Feuerträger"). Es geschah durch Auer, den Erfinder des Gasglühlichts. Pyrophor ist Eisen mit Cer, einem seltenen Metall; es wird an Stahl gerieben, das abspringende glühende Stückchen setzt einen voll Benzin gesogenen Docht in Brand. Benutzt wird es zu Taschenfeuerzeug.

Ein eifersüchtiger Vogel. In Hinterindien lebt ein höchst merkwürdiger Vogel, Jahrvogel genannt. Merkwürdig schon wegen seines großen hornähnlichen Schnabels und dann auch wegen der ihm angeborenen Eifersucht, die hauptsächlich beim Brutgeschäft in origineller Weise zum Ausdruck kommt. Sobald nämlich die zur Anlage des Nestes gewählte Baumhöhle, bei deren Erweiterung der starke Schnabel den Vögeln sehr zustatten kommt, in Ordnung gebracht ist und das Weibchen zu brüten anfängt, wird der Eingang vom Männchen mit einer aus Erde und verfaultem Holze bestehenden, wahrscheinlich mit dem Speichel des Vogels vermengten Masse buchstäblich — zugemauert, so daß nur noch eine ganz kleine Oeffnung verbleibt, durch welche das Weibchen gerade den Schnabel vorstrecken kann. Während der ganzen Brutzeit wird es aber vom Männchen reichlich mit Früchten gefüttert, und letzteres ist deshalb gezwungen, sich zuweilen bis in unbewohnte und verhältnismäßig baumarme Gegenden zu begeben. Aber warum geschieht denn das Einmauern des Weibchens? Die Eingeborenen des Landes behaupten, daß das Weibchen vom Männchen eifersüchtig bewacht und auch nach Befinden bestraft wird. Glaubt das Männchen nach einer kürzeren oder längeren Abwesenheit zu bemerken, daß inzwischen ein anderes Männchen sich dem Neste genähert hat, so wird die verbliebene kleine Oeffnung sofort durch den eifersüchtigen und erzürnten Vogel zugemauert und das so vollständig eingeschlossene Weibchen samt Brut oder Gelege muß elend umkommen. K. A. Sch.

Auch Würmer haben Schicksale und ein bewegtes Leben, das zeigt ein parasitischer Saugwurm (Distomum macrostomum), der seine Jugend im Kopf der Bernsteinschnecke verlebt. Diese hat seine Eier mit den Pflanzen aufgenommen, die sie fraß. Jene Jugendstufe des Wurms ist die sog. Sporozyste. Nun liegen die Sachen für das Weiterkommen der Wurmkinder aber insofern recht bedenklich, als sie dazu unbedingt in den Darm von Singvögeln gelangen müssen; denn nur dort können sie sich weiter entwickeln. Wer aber schlägt die Brücke von der Schnecke zum Vogel? Nun, da kann man wieder einmal, wie so oft in der Natur schier unbegreifliche zweckmäßige Erscheinungen ein höchst eigenartiges Schauspiel beobachten, bei dem Wurm, Schnecke und Vogel gleichmäßig beteiligt sind. Die Sporozysten siedeln sich in den durchsichtigen Fühlern der Schnecke an und vollführen nun, ganz im Gegensatz zu denen anderer Artgenossen, lebhafte Zuckungen, etwa je eine in der Sekunde, dadurch bewegt sich nun auch der sonst unbewegliche Schneckenfühler. Sieht dies nun ein Singvogel, so pickt er, neugierig wie er ist, nach dem Fühler, irgend eine Beute witternd, und wird nun selbst eine Beute, indem die Sporozysten in seinen Darm gelangen und sich wieder zum fertigen Wurm ausbilden, der sich an die Darmwand anheftet. Aber auch die Schnecke trägt zum Gelingen dieses Schauspiels bei; denn sie kriecht von ihrem Schmarotzer gepeinigt ins Helle, wo der Vogel sie leichter sieht; freilich um dabei ihre Guttat für den Wurm mit dem Verlust eines Fühlers zu büßen, wodurch sie andererseits auch wieder den lästigen Wurm los wird. Welch' sonderbare Verkettung des Lebens!